

Dieses Editorial,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

wollte ich eigentlich so beginnen: Gentrification Compagneros! Aber der Fall ist zu ernst. Dass die Verwendung eines sozialwissenschaftlichen Fachausdrucks und der Zugang zu einer Universitätsbibliothek von Strafverfolgungsbehörden als strafrechtlich erhebliche Sachverhalte genommen werden können, ist, völlig unabhängig vom Kontext, ein Skandal.

Also beginne ich so nicht.

Die kognitive Dissonanz zwischen der Rhetorik der finanziellen Anstregungen und Unterstützung („... haben wir uns entschlossen, großzügig bereit zu stellen, um Exzellenz ...“) einerseits und universitärer Budgetnot in der Praxis andererseits („... können zu unserem Bedauern heuer leider keine Hilfskräfte mehr ...“), ist schwer auszuhalten.

Welche individuellen Reaktionen darauf finden wir? Das Repertoire reicht von innerer Kündigung bis zur Konzentration auf das Wesentliche. Das große Problem dabei: Beides ist nicht immer leicht voneinander zu unterscheiden. Von außen sowieso nicht, aber das ist vielleicht nicht so wichtig. Von innen aber auch nicht. Das hat viel damit zu tun, dass sich das „Wesentliche“ am Hochschulberuf so schwer definieren lässt. Vor allem sind schon einige bei der Konzentration auf's Wesentliche gestartet und in der inneren Emigration gelandet. Es muss also darum gehen, sich auf's Wesentliche zu konzentrieren und sich dabei der relevanten Umwelt und ihren Urteilen auszusetzen. Womit sich das Problem freilich nur auf die Frage verschiebt, was denn die relevante Umwelt ist? Jedenfalls: Ausbleibende Anerkennung als Qualitätskriterium für die eigene Arbeit zu nehmen ist mindestens ebenso gefährlich, wie sich jedem dahergelaufenen „Evaluationskriterium“ zu fügen. Denn es stimmt ja: „Der academia den Garaus machen“ (Nassehi), die Intellektuellen mit harter Hand anfassen – die Haltung der Politik zur Wissenschaft war und ist nie frei davon. Dabei ist freilich diese Ambivalenz zu beobachten (und zu nutzen): Einerseits wird die Wissensproduktion reguliert, andererseits soll neues Wissen produziert werden. Nach dem Willen der Wissenschaftspolitik sollen wir in Reih und Glied innova-

tiv sein. Die Hochschulreform steckt in dieser Ambivalenz. Einerseits ist sie nach dem Muster des Ideals industrieller Produktion angelegt: Große Aggregate, klare Kommandostrukturen, direkte Verwertbarkeit (rührend die Ministerialpapiere, in denen Grundlagenforschung mit Verwertbarkeit in den mittelständischen Betrieben der Umgebung kurzgeschlossen wird.) Andererseits soll Neues, Unerwartetes entstehen. Das klappt nicht, und in der Soziologie schon gar nicht. Dass ihr das in der gegenwärtig dominanten Reformperspektive nicht gerade nützt, ist klar.

Es gibt aber auch ganz merkwürdig positive Zeichen für Verankerung und Wertschätzung unseres Faches: Wie kommt es, dass ein Verlag, der auf Massenabsatz gepolt ist, einen Hype um einen – den – Klassiker der Soziologie veranstaltet? Max Weber groß rausgebracht im Verlag 2001. Da geht es nicht um einen Star, sondern allgemeiner darum, ein Bedürfnis einer breiten Leserschaft nach Verstehen der Gesellschaft zu bedienen. Könnte sich jemand, der in Inhaltsanalyse versiert ist, sich den Text im „Merkheft“ Sept./Okt. 2007, S. 8 und 9 mal ansehen? Hier manifestiert sich, so denke ich, in Form einer Geschäftsidee das Bedürfnis, Gesellschaft zu verstehen

Wer, wenn nicht die Soziologie, kann dies bieten?

Übrigens:

Hier wird keine Verlagswerbung gemacht, zur Sicherheit weise ich aber gerne darauf hin, dass wir viele wunderbare Verlage in unserem Land haben. Das wiederum bringt mich zu dem Punkt, dass dies das letzte Heft der SOZIOLOGIE im VS Verlag für Sozialwissenschaften ist. Wir, die Redaktion, danken den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von VS für die gute Zusammenarbeit, und wir freuen uns auf eine ebensolche mit Campus.

Ihr

Georg Vobruba